

Der Weg des Dialogs

Vvas für eine schizophrene Welt! In Vietnam führen die USA gegen den Kommunismus einen der blutigsten Kreuzzüge der Weltgeschichte, und in Polen greift eine sich noch immer kommunistisch nennende Partei tief in das von *Adolf Hitler* zurückgelassene Arsenal des Nationalismus und Antisemitismus, um sich Waffen für einen inneren Kreuzzug gegen den erzbösen Feind aus dem Westen zu verschaffen ...

In dem von Eukalyptushainen, Agaven und Orangenplantagen eingerahmten Swimming-Pool einer märchenhaften kalifornischen Hotel-Ranch in Santa Barbara am Pazifik jedoch konnte man vor kurzem einen kommunistischen Professor aus Ost-Berlin neben einem katholischen Prälaten aus Wien, einer marxistischen Philosophin aus Bukarest und einigen nichtsahnenden amerikanischen Feriengästen friedlich herumplanschen sehen. Daneben erholten sich von intensiver Diskussionsarbeit Marxisten und Nichtmarxisten aus Prag, Paris, Basel, Montreal, Rom, West-Berlin. Nur wenige hundert Kilometer landeinwärts, in Las Vegas, „veranstalteten“ die Amerikaner gleichzeitig ihre bisher größte unterirdische Atombomben-Explosion und einmal bot sich gegen Mitternacht das phantastische Schauspiel, wie die Sonne in etwa 300 Kilometer Höhe mit den Kondensstreifen — oder was immer es gewesen sein mag — einer von einem nahen Luftwaffenstützpunkt abgeschossenen militärischen Weltraumrakete spielte ...

Das *Center for the Study of Democratic Institutions* in Santa Barbara hatte ein gutes Dutzend Europäer aus Ost und West zu einem einwöchigen „Ost-West-Dialog“ eingeladen. Über dieses „Center“ wäre zunächst zu berichten, daß es sich dabei wohl um eine in ihrer Art einmalige Institution des „anderen Amerika“ handelt, eine Art platonische Akademie, deren Vorurteil die Demokratie, deren Methode der Dialog, deren Ziel die Untersuchung der Strukturen und Institutionen von heute auf ihre Tragfähigkeit für morgen ist. Etwa zwei Dutzend profilierte Wissenschaftler und Schriftsteller bilden das

permanente Arbeitsteam, das sich täglich zu einer Diskussion versammelt. Nobelpreisträger *Linus Pauling* gehört dazu, spiritus rector ist *Robert M. Hutchins*, ehemaliger Präsident der Universität Chicago. Vizepräsident *Harry S. Ashmore*, ehemals persönlicher Assistent *Adlai E. Stevensons*, war letztes Jahr in Hanoi bei *Ho Chi Minh*. Das „Center“ ist völlig unabhängig, verfügt über ansehnliche private Mittel, gibt Publikationen aller Art heraus — über Vietnam, die Friedensforschung, die Studenten, eine Weltverfassung — und hat sich weit herum einen Namen gemacht als Stätte der Begegnung freier Geister im Dienste des Friedens und einer undoktrinären Idee von politischer und sozialer Demokratie.

Das Gespräch in Santa Barbara begann mit einer Art Paukenschlag, indem *Herbert Marcuse*, der für einen Tag von San Diego herbeigeeilt war, ziemlich unverblümt den Sinn eines Dialogs zwischen Marxisten und Christen in Frage stellte. Der Dialog könne auf kulturellem Gebiet nützlich sein und vielleicht auch etwas für den Atomfrieden tun, im übrigen aber handle es sich um bloße Ideologie. Marxismus und Christentum paßten nicht zusammen. Für Marcuse ist das Christentum noch immer „Opium des Volkes“ und er scheint nichts vom Konzil und von der neuen Theologie der Revolution gehört zu haben. Überhaupt gewann man den Eindruck, einen deutschen Philosophieprofessor der guten, alten, hegelianischen Zeit vor sich zu haben, der die Eingebungen seiner Vernunft für die Wirklichkeit hält. Als der protestantische Theologe Prof. *I. M. Lochman* aus Prag darauf hinwies, daß der Dialog zwischen Marxisten und Christen — z. B. der letztjährige in Marienbad — das Seine zum „Umsturz“ in der Tschechoslowakei beigetragen habe, bestritt der in Kalifornien lebende Marcuse das kategorisch.

Es war etwas peinlich, um so mehr als selbst der Ostberliner Professor *Heinz Joswig*, Direktor des Instituts für Entwicklungshilfe in Karlshorst, den Dialog als notwendig erklärte, da man sich dabei gegenseitig bei der Lösung der sich stellenden Probleme helfen könne; in Punkten, die nicht entscheidend seien, ist für Joswig der Dialog sogar auch auf dem Gebiete der Ideologie nützlich. Marcuse war da orthodoxer als der prominente Vertreter der DDR — Mit ebensowenig Erfolg versuchten Lochman und der protestantische Pariser Theologieprofessor *Georges Casalis* dann Marcuse davon zu überzeugen, daß sein Bild vom Christentum ein Stereotyp sei, das einem modernen Christentum einfach nicht mehr entspreche.

Pater *Giulio Girardi*, Philosophieprofessor an der päpstlichen Salesianer-Universität in Rom, meinte, es sei wichtig, daß Christen und Marxisten sich gegenseitig in einem Prozeß dynamischer Wandlung sähen; es gebe heute viele Marxismen und viele „Christentümer“. Zwischen einigen von ihnen könne es keine Verständigung geben, zwischen andern aber sei eine Verständigung durchaus möglich. Es gebe heute zum Teil mehr Berührungspunkte zwischen gewissen Christen und gewissen Marxisten als zwischen gewissen Christen und gewissen anderen Christen. Auch wenn man sich über letzte Fragen wie die Gottesfrage nicht werde einigen können, sei doch eine Einigung auf weltlicher Ebene möglich. Marcuse hatte große Mühe, dem etwas abzugewinnen.

Dazu mögen auch die Thesen erwähnt werden, die der Wiener Kardinal *König* auf den Tisch von Santa Barbara legen ließ. Der Kardinal ist sogar der Ansicht, daß gewisse Formen des Marxismus sich durchaus in ein und derselben Person mit dem Christentum vereinen ließen. Der Dialog sei weder ein Verrat an der Wahrheit — die sich auf beiden Seiten in einem Entwicklungsprozeß befinde —, noch Heidenbekehrung, noch eine bloße Konfrontation von Ideologien, noch Taktik, noch bloße Debatte. Der theoretische Dialog müsse praktische Folgen zeitigen. „Sobald der Dialog geistige Resultate aufweist, müssen wir vom Gespräch zur Aktion übergehen... Das bedeutet eine Zusammenarbeit von Christen und Marxisten in Aufgaben, die für die Menschheit von großer Bedeutung sein können.“

Die Personalunion von katholischem Christen und Marxisten demonstrierte dann Dr. *Günther Nennung*, der Herausgeber der Wiener Dialog-Monatsschrift *Neues Forum*, die unter seiner dynamischen Leitung in kurzer Zeit internationales Ansehen erwarb und bereits auch in einer englischen Ausgabe erscheint. („Tochterausgaben“ in Rom und Paris werden folgen.) Für Nennung gibt es heute — er nennt es sein Vorurteil — nur zwei Wertsysteme, die eine Zukunft haben, nämlich das Christentum und der Marxismus. (Zwischenfrage eines jungen Amerikaners, die unbeantwortet blieb: „Was sollen wir Jungen tun, wenn wir sowohl das Christentum wie den Marxismus verwerfen?“) Nennung wies darauf hin, daß der Marxismus seinem Wesen nach ein Humanismus und keineswegs notwendig einer materialistischen oder atheistischen Metaphysik, der Unmenschlichkeit des Stalinismus oder irgendeiner totalitären Diktatur verpflichtet sei. Mit einem solchen humanistischen Marxismus sei das Christentum vereinbar, obgleich der christliche Glaube den marxistischen Humanismus transzendiere. Aber das Christentum könne vom Marxismus lernen, daß alle Theologie auf den Menschen gerichtet sein müsse, was bedeutet, daß man „die Inkarnation sozial ernst nehmen muß“. Es sei der Marxismus gewesen, der die Christen auf die Bedeutung der sozialen Strukturen aufmerksam gemacht habe. Umgekehrt könne der Marxismus bei den Christen etwas über das Individuum und die Transzendenz erfahren. So gesehen seien Marxismus und Christentum nicht Gegner, sondern sie ergänzten einander.

Pater *Girardi* fügte hinzu, für zahlreiche Christen sei der Marxist nicht mehr der Gegner Nr. 1, der Exkommunizierte, sondern der bevorzugte Gesprächspartner von heute und vielleicht der Mitarbeiter von morgen. Das Bewußtsein der Geschichtlichkeit der Wahrheit bewahre den heutigen Menschen vor der Versuchung, zu glauben, er besitze die Totalität der Wahrheit, und sein Gesprächspartner sei im Irrtum befangen. Für den Christen sei der Dialog heute eine der fundamentalen Manifestationen seiner Liebe für die anderen. Ein prophetischer Atem gehe durch die Bewegung des Dialogs.

Der Prager Protestant *Lochman* wies auf die dem bisherigen Christentum innewohnende Gefahr hin, die biblische Botschaft im Dienste einer konservativen Staatsideologie zu einem Bestandteil kapitalistischer Mentalität zu ideologisieren. Sein Pariser Glaubensgenosse *Casalis* meinte, der Sozialismus habe viele Christen gelehrt, die Bibel neu zu lesen und in ihr auch die gesellschaftliche Dimension des Menschen zu entdecken. Prälat *Leopold Ungar*, Direktor der österreichischen Caritas und politischer Berater von Kardinal König, bestätigte: die Liebe müsse als eine soziale Verpflichtung des Christen verstanden werden. Es sei die Berufung der Kirche, die Welt zu verändern. Im Westen werde heute der ökonomischen Gleichheit weniger Wert beigemessen als der politischen, im Osten hingegen sei es umgekehrt. Aber man hoffe, sowohl die unterdrückende Wirkung des Kapitals im Westen wie diejenige des Staates im Osten mildern oder ganz beseitigen zu können. Beide hätten deshalb liberale Zielsetzungen, was sie vom Faschismus unterscheide. „Lohnt es sich, zu sterben, ist es gerechtfertigt, zu töten, um eines Konfliktes von Prioritäten willen? Die Antwort lautet *Nein*.“ Die Interessen von Kirche und Kommunismus, von West und Ost, zu überleben, seien unendlich größer als die existierenden Gegensätze.

Der Ostberliner Professor *Joswig* vertrat ebenfalls die These, daß auch der Marxismus sich wandle, wandle sich aber dagegen, das Revisionismus zu nennen. Er wollte zwar der marxistischen Ideologie als der Weltanschauung der Arbeiterklasse eine Sonderposition sichern, da man sie nicht mit anderen Ideologien vergleichen könne, räumte aber ein, daß die führende Rolle der proletarischen Partei nur solange gerechtfertigt sei, als diese revolutionär bleibe. Auf meine Frage, ob er die heutige KP der Tschechoslowakei als revolutionär betrachte, antwortete Joswig mit ja. Er stimmte auch der These zu, daß die Demokratisierung im „Osten“ nur eine Frage der Zeit sei.

Zwischen Joswig und seiner marxistischen Kollegin aus Bukarest, Frau Professor *Ileana Marculescu*, blieb allerdings ein weites Feld von Fragen und Meinungsverschiedenheiten offen. Frau Marculescu erklärte, die bisherigen Ideologien der Revolution hätten weder brutale noch subtilere Formen der Entfremdung auf dem Gebiet der Macht und der Technologie verhindern können. Die Revision des Marxismus sei ein normaler Prozeß, aber die Frage sei, was nach erfolgten Revisionen noch übrig bleibe. Viele östliche Marxisten, die von der „inefficiency“ ihrer eigenen Ideologie enttäuscht seien, wären vielleicht bereit, eine beinahe vollständige Revision des Marxismus vorzunehmen. Aber trotz allen Bemühungen von Marxisten wie *Kolakowski* und *Schaff* in Polen und ähnlichen Bestrebungen in Jugoslawien, der Tschechoslowakei und Rumänien dominiere noch immer die Apologie einer mechanistisch aufgefaßten Dialektik — mit dem Resultat, daß in der jungen Generation die Allergie gegenüber der marxistischen Phraseologie vorherrschend geworden sei. Diese Jugend sei heute bereit, jede beliebige Ideologie zu akzeptieren, wenn sie sich nur in einer normalen menschlichen Sprache vorstelle. Dieser tiefen Entfremdung im Sprachlichen entspreche eine tiefe Entfremdung im Denken. „Warum soll man den Marxismus nicht für tot erklären? Ich glaube, daß er in vielen Beziehungen eine tote Doktrin ist. Aber dennoch hat sein Kern sich ein Jahrhundert lang als lebendig erwiesen und nicht nur eine große Umstrukturierung der Gesellschaft, sondern auch eine ebensolche des menschlichen Geistes inspiriert. Ich glaube, die heuristische (zum Auffinden von Neuem dienende) Kraft des Marxismus ist nicht völlig verlorengegangen.“ Aber das Grundprinzip der marxistischen Philosophie sollte nicht mehr als ein materialistisches, sondern als ein objektivistisches gedeutet werden.

Vielleicht die interessanteste Diskussion entspann sich über die Frage des Verhältnisses der Christen zu Revolution und Gewalt. *Nenning* formulierte: „Das Christentum kann eine bewegende Kraft auf dem Wege zu sozialem Wandel oder sozialer Revolution sein. Christus fragt, was wir mit unserem Bruder getan haben. Wenn man das radikal auffaßt, dann meint es nicht nur individuelle Barmherzigkeit, sondern, wenn immer möglich, soziale Bruderschaft. Christen haben zu fragen, ob eine existierende Sozialstruktur nicht im Gegensatz steht zu brüderlicher Liebe. Und wenn dem so ist, dann haben sie sich weiter zu fragen, ob es nicht *mehr* der brüderlichen Liebe widersprechen würde, wenn sie diese Struktur aufrechterhalten, als wenn sie sie durch eine Revolution umstürzen würden, notfalls mit Gewalt. Soziale Revolution kann ein Akt christlicher Liebe sein.“ Prälat *Ungar* meinte, innerhalb der Kirche gingen die Ansichten darüber auseinander, ob revolutionäre oder nur evolutionäre Wandlungen nötig seien. Die Offenbarung gebe da keine definitive Antwort. Er selbst gebe zu, sich hier in einem Dilemma zu befinden, doch glaube er nicht, daß die gewaltsame Revolution der einzige Ausweg sei, auch nicht für die Dritte Welt.

Anders denkt der Protestant *Casalis*, der immer wieder auf die Verantwortung der Christen für die Dritte Welt hinwies. Er erklärte, daß die Christen traditionsgemäß auf die Gewalt und die Unterdrückung, die durch bestehende Sozialstrukturen ausgeübt werden, weit weniger empfindlich reagieren als auf offene Demonstrationen der Gewalt, mit denen unterdrückte Völker versuchen, ihre Menschenwürde zu erlangen. „Gerade weil wir gegen die Gewalt sind, werden wir immer solidarisch sein mit jenen, die eine befreiende Gewalt anwenden, um die Gewalt unmenschlicher Strukturen zu zerstören.“ Bevor man von der roten Gewalt sprechen könne, müsse man auf die „legale weiße Gewalt“ hinweisen. Man habe nie eine *Wahl* der gewaltsamen Revolution, sondern diese werde einem immer *aufgezwungen*. Aber das sei und bleibe sehr gefährlich, denn man bleibe nie unberührt von der Gewalt, die man anwende.

Ein Protestant, Oberkirchenrat Dr. *Heinz Kloppenburg*, der bekannte westdeutsche Friedenskämpfer, antwortete mit einem eindeutigen Nein auf die Frage, ob ein Christ

töten dürfe. Aber dieses Nein dürfe nicht heißen, sich von revolutionären Bewegungen zu distanzieren. Da es jedoch das wahre Ziel einer Revolution sei, aufzubauen, nicht zu zerstören, müsse man sich fragen, ob den Zielen einer Revolution mit dem Mittel der gewaltlosen Aktion und des „civil disobedience“ nicht besser gedient sei als mit der Gewalt. Lebhaftige Unterstützung fand Kloppenburg vor allem bei Dr. *Theodor Ebert*, Assistent am Otto-Suhr-Institut der Freien Universität Berlin, der sich mit einer großen wissenschaftlichen Arbeit über den „Gewaltfreien Aufstand“ einen Namen gemacht hat und auch in Santa Barbara auf äußerst gewinnende Weise für die direkte, gewaltlose Aktion plädierte.

Am intensivsten aber ringt — als Christ — wohl Pater *Girardi* mit dem Problem von Revolution und Gewalt. Die Notwendigkeit einer eigentlichen „Theologie der Revolution“ begründete Girardi ebenfalls wesentlich mit dem Hinweis auf die Dritte Welt. Dabei versteht er unter Revolution eine „radikale Veränderung der Gesellschaft“, was keineswegs Gewaltanwendung voraussetze. Ein Christ müsse entschieden gewaltlose Methoden vorziehen, könne aber als extreme Lösung den bewaffneten Aufstand nicht ausschließen. Man kann das nur verstehen, wenn man Girardis übrigen Gedankengängen folgt. Heute, so meint er, lebe die große Mehrheit der Menschen unter den Bedingungen einer politischen, sozialen und ökonomischen Entfremdung. Die Reichtümer der Erde befinden sich in den Händen einer Minorität, die den Rest der Menschheit ausbeutet. Die Menschen haben das Recht und die Pflicht und die Kraft, darauf hinzuwirken, diese Situation durch eine solidarische Aktion auf Weltebene umzustürzen. „Die Liebe des Menschen für den Menschen bleibt platonisch und steril, solange sie nicht nach dieser geschichtlichen Wirksamkeit strebt. . .“

Der Friede (so argumentiert Pater Girardi) besteht deshalb nicht in der Ruhe der existierenden Ordnung, sondern in einer neu zu schaffenden Ordnung. „In diesem Sinne geht der Friede durch die Revolution hindurch.“ Das Privateigentum an den Produktionsmitteln kann und muß überall dort aufgehoben werden, wo es einzelnen ein exzessives Übergewicht im Lande verleiht. Freilich verursacht eine Intervention der öffentlichen Hand im Wirtschaftsleben neue Entfremdung, wenn sie gewisse Grenzen übersteigt. Auch kann eine Revolution sich so lange nicht als gelungen betrachten, als ihre Stabilität nicht auf der freien Zustimmung der Volksmassen beruht. Wenn die Religion die Menschen von einem revolutionären Engagement abhält, die bestehende Ordnung heiligt und sich mit den Mächtigen verbündet, ist sie selbst eine Form der Entfremdung. „Sie wird so zu einer Kraft der Beharrung, und unter diesem Gesichtspunkt kann und muß sie bekämpft werden.“ Aber das Christentum hat auch eine Rolle bei der Bekämpfung von etablierten Ordnungen gespielt, „und man sieht (heute) eine Theologie und Philosophie der Revolution sich abzeichnen, die es nicht ohne eine gewisse Revolution in der Theologie und Philosophie gibt.“

Zum Schluß verlangte Pater Girardi, man müsse einen Entwurf einer Zukunftsordnung ausarbeiten, die auf einer Synthese von Sozialismus und Demokratie aufbaue. Denn es sei einerseits notwendig, das kapitalistische System umzustürzen, aber andererseits habe man erkannt, daß die Gesellschaft der Zukunft nicht nach dem Modell der heutigen sozialistischen Staaten errichtet werden kann, da hier neue schwerwiegende Entfremdungen entstanden sind. —

Es wäre noch manches von diesem Ost-West-Dialog am Ufer des Pazifik zu berichten. So vor allem von der Diskussion über die Frage einer Ost-West-Konvergenz, die der katholische Wiener Freudianer Dr. *Wilfried Daim* mit seinen genialischen Spekulationen über einen ost-westlichen Ödipuskomplex belebte und in deren Verlauf etwa die Furcht geäußert wurde, Ost und West könnten sich vor allem im Negativen ihrer Entwicklung — Verkehrschaos, Luftverpestung, Technokratie usw. — treffen.

Was die Möglichkeiten einer Annäherung im Positiven anbelangt, so sah der Ost-berliner Prof. *Joswig* — aus reichlich dogmatischer Sicht — diese Möglichkeit infolge der einander ausschließenden Grundkonzeptionen für nicht gegeben, worauf der amerikanische Politologe Prof. *Fred Warner Neal* entgegnete, das Eigentums-Konzept befinde sich sowohl in den USA wie auch etwa im kommunistischen Jugoslawien im Wandel. Der jugoslawische UNO-Botschafter und Rechtsphilosoph *Anton Vratusa* bestätigte den Wandel in seinem Lande, denn kein soziales System sei ein Dogma, alles befinde sich in einem Entwicklungsprozeß. Er forderte weiter die Teilnehmer am Dialog auf, sich, nachdem man sich nun ausgiebig mit philosophischen Fragen beschäftigt habe, auch mit den konkreten soziopolitischen Aspekten des Ost-West-Verhältnisses zu befassen: mit den Problemen von Staat und Partei, von Repräsentation und Opposition usw.

In diesem Zusammenhang wurde auch die Forderung laut, es solle ein permanentes Komitee von Marxisten und Nichtmarxisten gebildet werden, mit der Aufgabe, das Modell eines demokratischen Sozialismus der Zukunft zu entwerfen. *Harvey Wheeler*, der zum Führungsstab des „Center“ gehört, wies in einem sehr originellen Beitrag auf die Möglichkeit hin, von *Marx'* Schrift über die Pariser Kommune von 1871 aus den Kommunismus in eine Art „Kommune-ismus“ zu verwandeln. Schließlich darf auch der wahrhaft sokratische Beitrag des Philosophieprofessors *Raymond Kubansky* aus Montreal nicht unerwähnt bleiben, der sich eine Woche lang unermüdlich der ebenso wichtigen wie undankbaren Aufgabe unterzog, die Begriffe, mit denen da herumgefochten wurde, zu klären und zu definieren.

Das Fazit dieser Ost-West-Begegnung in Kalifornien war — abgesehen von der Vertiefung des Selbst- und Fremdverständnisses der einzelnen Teilnehmer —, daß der Dialog, zum erstenmal in dieser Form, nach Amerika hineingetragen (das „Center“ wird ihm breite Publizität sichern) und man ganz entschieden in seiner Überzeugung gestärkt wurde, daß es im Verhältnis von West und Ost letztlich nur einen Weg gibt, der in eine lichtere Zukunft weist: den Weg des Dialogs.